

Morgens Jesus, abends Voodoo

In Afrika haben die alten Naturreligionen ihren Einfluss nicht verloren. Zwar kämpfen Christentum und Islam in vielen Ländern um die Vorherrschaft, aber die Regengötter und Elfengeister konnten sie nicht vertreiben. Oft mischen sich die heidnischen Bräuche mit dem Glauben an Jesus Christus.

Über den Dorfplatz von Maryal Bai stakten sechs Männer in langen weißen Gewändern. Ein knorriger Alter trägt eine Mütze aus Leopardenfell. Akoon Duong ist Priester wie die fünf anderen auch. Zum Zeichen seiner spirituellen Macht trägt der Greis einen reich verzierten Speer, wie ihn alle „spearmaster“ als Hohepriester des heidnischen Naturglaubens haben. Akoon Duong hat das Insigne seiner Würde vom Großvater geerbt, der es wiederum von seinem Großvater bekommen hat.

Die Männer rammen die Speere in den schlammigen Boden und tanzen. Dumpf schlägt einer mit der Buschtrommel den Takt dazu. Dürre Arme fliegen in die Höhe und zucken ekstatisch. Mit dünnen, hohen Stimmen singen sie ihre Lieder. Wenn Dürre wäre, müssten sie Deng, den Regengott, anrufen. Doch jetzt ist Regenzeit, und die kann Malaria bringen. Also beten sie, vor Krankheit bewahrt zu werden.

Maryl Bai liegt im Süden des Sudan, 26 Kilometer von der Frontlinie zwischen den Guerillas der Sudanesischen Volksbefreiungsarmee (SPLA) und den Milizen der islamistischen Regierung entfernt. Hier ist die Schnittstelle des soeben beendeten Nord-Süd-Kriegs und der eskalierenden Auseinandersetzungen in Darfur.

Nur wenige Kilometer nördlich des Dorfes gilt das eiserne Gesetz der Scharia, das mit Handabhacken und Auspeitschen straft. Hier im Süden leben überwiegend Christen. Seit Jahrzehnten wird die Region von Kämpfen verwüstet, in denen es immer auch um den rechten Glauben geht.

Am majestätischen Gazellenfluss lagern Tausende Flüchtlinge, pechschwarze, oft baumlange Menschen vom Stamm der Dinka. Einst waren sie vor dem Krieg im Süden nach Darfur geflüchtet, nun kehren sie zurück ins Land ihrer Ahnen.

Der Kampf der Kulturen und Religionen, von dem in Europa und Amerika so viel die Rede ist, hier in Afrika ist er zu besichtigen, und Maryal Bai ist nur eine



Animistin in Uganda
Wunderliche Götterwelt

von vielen Fronten. Vom Westen bis ganz in den Osten Afrikas breitet sich der fundamentalistische Islam aus und trifft in einigen Gegenden auf ein nicht minder aggressives Christentum. Dass die Wüste wächst und mit ihr die Armut, macht die Auseinandersetzungen noch erbitterter. Hier, sagt der Schweizer Afrika-Kenner Georg Brunold, verfestige sich eine Grenze, die „Jahrzehnte des Kriegs bedeutet“.

Doch sosehr die beiden großen monotheistischen Religionen um die Vorherr-



Ehemalige Schamanen in Uganda: *In einer*

schaft streiten, Priestern wie Akoon Duong haben sie die Macht nicht entreißen können. In einer vielfach noch archaischen Welt voller Elend, Vertreibung und Tod, in der sich alles wandelt und selten zum Guten, ist die alte afrikanische Mythologie mit ihren Naturgottheiten oft die einzige Konstante, die den Menschen bleibt – Nymphen und Sirenen, Elfengeister, Sonnen- und Mondgötter, Kuh, Hirsch, Lamm oder Kalb als Tiergottheiten.

Für diese wunderliche Götterwelt hat der britische Ethnologe Edward Burnett Tylor Ende des 19. Jahrhunderts den Begriff Animismus (das lateinische Wort anima bedeutet Seele oder Atem) geprägt, in der richtigen Annahme, dass in der Vorstellungswelt des „primitiven Menschen“ auch Pflanzen, Tiere oder Gegenstände eine Seele haben.

Allein im westafrikanischen Burkina Faso, so wird vermutet, sind trotz aller christlichen und islamischen Missionsversuche immer noch 40 Prozent der Bevölkerung Animisten, im ostafrikanischen Äthiopien, das stark christlich geprägt ist, sollen es noch 10 Prozent sein.

Doch die Zahlen sind reine Schätzungen. In Wahrheit ist die Grenze schwer zu ziehen. Religiöse Zuordnungen haben sich in Afrika längst verwischt. Wer morgens die Kirche besucht und mittags die Moschee, lässt sich abends auch noch vom Voodoo-Priester die Kolanüsse lesen.

Fast überall, so der Religionswissenschaftler Fritz Stenger, der an der Katholischen Universität Ostafrikas in Nairobi



FOTOS: FRIEDRICH STARK / IMAGO

archaischen Welt, in der sich alles wandelt, ist die alte afrikanische Mythologie oft die einzige Konstante

lehrt, vermische sich der Ahnenkult mit dem Christentum. „Es gibt kaum eine Trennung von weltlichem und sakralem Bereich, der Glaube ist allgegenwärtig“, sagt Stenger.

Sterbe ein Kind an Malaria, so sei für die Verwandten der Mangel an wirksamer Medizin meist allenfalls eine Ursache. Wichtiger noch sei die Überzeugung, dass der Schicksalsschlag Gottes Wille war. Da ist es nur konsequent, dass sich der Arzt am Bett eines Kranken in harmonischer Eintracht mit dem Pfarrer, dem Medizin-

In Benin City führt der Weg zu den Naturgöttern durch einen stinkenden Hinterhof.

mann und dem Hexer einfindet. Stenger, der seit mehr als drei Jahrzehnten in Afrika lebt, hat dieses Miteinander verschiedener Glaubensrichtungen überall auf dem Schwarzen Kontinent beobachtet.

So pilgerten in Kenia, berichtet er, moderne Kikuyu, ausgerüstet mit Handy und Ray-Ban-Sonnenbrille, zum Mount Kenya, dem heiligen Berg der Animisten, und beteten ihren Gott Ngai an – auch wenn sie gleichzeitig Mitglied in einer der vielen christlichen Sekten seien, etwa den Pfingstkirchlern oder den Gospel-Kirchen.

Auf diese Weise, so Stenger, verändere das Christentum den Glauben an Naturgeister und Dämonen, aber auch die christliche Lehre werde von den heidnischen Vorstellungen geprägt. Dass fast alle afrikanischen vorchristlichen Religionen einen Schöpfergott kennen, macht eine derartige Verschmelzung leichter.

Ganz so fremd, wie es zunächst klingt, ist diese Verquickung auch Christen in den westlichen Industrieländern nicht. Dort habe sie vor Jahrhunderten ganz ähnlich stattgefunden, „als heidnische germanische Bräuche sich mit christlichen mischten“, sagt Stenger. „So ist schließlich auch unser ‚christliches‘ Weihnachtsfest entstanden, das einen germanischen Ursprung hat.“

In Nigerias „Hauptstadt des Menschenhandels“, Benin City, von wo Hurentransporte aus den Elendsvierteln der Region in die Vergnügungsviertel Europas organisiert werden, führt der Weg zu den Naturgöttern durch einen nach Urin stinkenden Hinterhof in eines der vielen Armenviertel. Voodoo-Priester Chief John Odeh empfängt die Gläubigen in einem weißen Gewand. Der Thron, auf dem er sitzt, ist mit rotem Samt ausgeschlagen. Neben ihm hängen mit Kuhfell bespannte Trommeln und die waffenähnlichen Insignien seiner Macht, Eben und Ada genannt.

„Das Christentum hat unsere Kultur zerstört; die Menschen haben den Glauben an die alten Götter und unser Wertesystem verloren“, klagt der Animisten-Priester.

Auf dem Betonboden der Garage nebenan liegen Affenschädel, Amulette und Muscheln. Figuren von Ogun, dem Gott des Eisens, Orunmila, dem Gott der Weisheit, und Olokun, dem Gott der Gewässer, zieren die Kultstätte.

Osalobua, der oberste Gott, bestrafe den Diebstahl unmittelbar und unbarmherzig, sagt Priester Odeh. Und jede Lüge werde von den Ahnen erkannt. „Morgens gehen die Pastoren in die Kirche und predigen das Christentum“, weiß der Voodoo-Priester, „und abends kommen sie zu mir und sprechen mit ihren Vorfahren.“

Ist das gut oder schlecht?

Odeh zuckt mit den Schultern. „Das Christentum kann den Kampf gegen unsere Ahnen gar nicht gewinnen. Gegen Shango, den Gott von Donner und Blitz, ist euer Gott machtlos, darum sterben die christlichen Pastoren in Nigeria auch alle so früh.“

In der Hand hält der Priester einige Kolanüsse. Er wirft sie auf den staubigen Boden und sagt die Zukunft voraus. Seine Weissagungen sind so präzise wie das Horoskop in der „Bild“-Zeitung.

Draußen in Otofure, einem Dorf rund 20 Minuten von Benin City entfernt, zelebriert Odeh seine Messen. Hier, im feuchtheißen Dschungel, herrscht Owa Oba Asoon, eine verwitterte grünlich schimmernde Holzfigur, die den König der Nacht verkörpert. Der Priester bläst ins Kuhhorn, seine knabenhaften Voodoo-Messdiener schlagen Trommeln. Überall liegen Tierschädel und Fetische herum, dazwischen leere Schnapsflaschen.

Als die Voodoo-Messe beginnt, schwenkt Odeh ein Huhn über seinem Kopf, murmelt unverständliche Verse und gießt Schnaps über die Schädel. Dann nimmt er ein Messer und schneidet dem Federvieh den Hals durch. Überallhin spritzt das Blut. Es rinnt über die Holzfetische, grobgeschnitzte Figuren mit riesigen Penissen. Noch einmal wird Schnaps vergossen, noch einmal ein Vers gemurmelt. Dann ist die „Juju“-Feier beendet und der „König der Nacht“ besänftigt.

Priester Odeh steckt zufrieden die 100 Dollar ein, die ihm solch eine Veranstaltung einbringt, und eilt zu seinem Wagen. Die Voodoo-Jünger in der Stadt warten. Nervös schaut er auf seine Uhr. Sie ist golden, und auch das Auto zeugt von einigem Wohlstand. „Tja“, sagt er mit gespielter Bedauern, „so sind sie, die neuen Zeiten. Umsonst ist nur der Tod.“

THILO THIELKE